

Illustriertes Sonntags-Blatt



Vier Könige.

Kriegsroman von A. Faber.

(Fortsetzung.)

Wir zogen durch den Wald. Da — die Vordersten hatten die Waldgrenze erreicht — wurden sie mit einem Geschosshagel von den Unseren empfangen. Wer im Walde kam, fiel. Die Russen Einer setzte mir die Pistole auf. Ich sprang hoch, der Schuß zwischens den Beinen durch. Ich die Erdgrube, spränge hinein und auf einer lockeren Wurzel stehen, mich tief ins morsche Laub. Der schreit wie doll immer rein, rein. An bei. Sinnlos. Endlich denkt er, genug und läuft weg. Ueber mir die Geschosse der Meinen hin. Den Tag über habe ich in der Höhle Dann trieb mich der Hunger hin auf allen Vieren durch den trochen, zweimal am Russenlager Endlich, in der andern Nacht, traf die Schleichpatrouille von den Unseren mit Kaffee und Brot. Als ich ins zurückkam, staunten alle. Freuten. Steffen habe ich nicht mehr. War tags vorher gefallen — atemloser Spannung hatten alle die Wunde gelauscht. Das Antlitz des Viers strahlte.

„Eine hübsche Sache, was? Möchten Sie das nochmal machen?“

„Sofort.“ Viers schrie auf. Rose preßte die Hand aufs Herz und sah Rolf erschauern. Aber der Flieger war aus dem Lärm nicht herauszubringen. „Ich muß doch mit den Tatsachen leben.“ sagte er. „Bis jetzt habe ich Glück gehabt und es wird mir hoff-

entlich noch eine Weile treu bleiben. Warum weinst du denn, Meißner? Einmal sind wir Gott alle schuldig. Heute bin ich ja noch da!“

„Sehen Sie mal, Herr Viers, wie die junge Dame sich ängstigt,“ sagte der Rittmeister neckend. „Fräulein Rose ist ganz blaß geworden.“

„Sie müssen mutig sein,“ sagte er. „Erzwingen Sie sich mutige Gedanken. Sie müssen auch an meinen Tod mit Ruhe denken können. Ich bitte Sie darum. Sie helfen damit mein Schicksal gestalten. Unruhe und Besorgnis zieht das Unglück herbei. Wer sich vor einer Gefahr fürchtet, der ist ihr schon halb verfallen.“



Die großen Sandsteinhöhlen bei Soissons.

In diesen Höhlen kann man stundenlang wandeln, ohne einen Ausweg zu finden. Um gefahrlos hinauszugelangen, benutzen unsere Soldaten eine lange Schnur, die sie beim Rückgange wieder aufrollen.

Rolf neigte sich zu Rose Berthold nieder. „Haben Sie wirklich Angst?“

„Ja —“
„Um mich?“

„Ja —“

Ein Leuchten glomm in seinen Augen auf.

„Bravo,“ sagte der Rittmeister. „Ich will mir Mühe geben,“ flüsterte Rose und sah dem Flieger fest in die Augen.

Frau Viers sagte: „Es ist doch sonderbar, wie alles ansteckend wirkt, Angst Verzweiflung, und ruhige Gelassenheit.“

Ich zum Beispiel lasse mich sehr leicht nach der einen oder der anderen Seite fortziehen. Wenn mich nicht meine Freundin Olga manchmal aufrütteln würde, dann wäre ich schon längst von der Angst überwältigt worden."

"Was Tante Schrotorn kann, das können Sie doch auch," sagte Rolf zu Rose.

"Wollen Sie meine Mutter stützen in der schweren Zeit — mag kommen was da wolle?"

"Ich will es," erwiderte Rose.

Der Rittmeister erhob sich. Die Stunde nahte, wo der Arzt seinen Besuch bei ihm zu machen pflegte. Rose reichte Rolf die Hand.

"Müssen Sie bald wieder fort?" fragte sie.

Er nickte. "Ich bin ja eigentlich nur in dienstlicher Angelegenheit hier, einiger neuer Propellertypen halber, die in Johannisstäl ausprobiert werden sollen. Spätestens übermorgen muß ich auf meinen Posten zurück. Aber Sie werden mir schreiben, Fräulein Rose, nicht wahr? Es tut wohl, wenn man weiß, daß man jemanden in der Heimat hat, dessen gute Wünsche mit uns sind."

"Keine Gedanken werden immer bei Ihnen sein," sagte sie.

Er nickte. "Aber denken Sie stets voller Zuversicht an mich. Ich werde meine Sache schon machen. Gedanken sind wie führende Geister: sie lenken das Gute herbei und das Schlimme."

"Die Flieger sind alle mehr oder weniger Fatalisten," sagte der Rittmeister, während der Heimfahrt zu Rose. "Sie schauen gleichmütig drein, weil sie wissen, daß ihr Schicksal zum großen Teil von Zufälligkeiten abhängt, denen sie machtlos gegenüberstehen. Ich bin ein Soldat älteren Schlages und nenne das Gefühl: 'Gottvertrauen'. Und das lebt auch heute noch bei unseren Soldaten zu Wasser und zu Lande und in den Lüften, wenn auch viele aus der aufgefärbten Jugend von Gott nichts mehr wissen wollen. Aber die Gefahr führt einen nach dem andern zum schlichten, alten Gottesglauben zurück."

Rose sah nachdenklich zum Wagenfenster hinaus. Sie durchsahen verschneite Felder und bereifte Waldungen; der Bäume Geäst trug den Schmutz des Winters und die Drahtäume blühten wie Fikaran.

"Wie verschieden diese Brüder sind," sagte sie. "Werner ist ganz anders als Rolf. Der flammt vor Begeisterung und ans Sterben dachte er überhaupt nicht. Er dachte nur an Kampf und Sieg."

"Ja — unsere Jugendmannschaften," meinte der Rittmeister. "Die sind immer oben auf. Selbst Entbehrungen und Strapazen ertragen sie mit Humor, weil sie den Reiz der Neuheit besitzen. Wir wollen hoffen, daß die zur Schau getragene Tapferkeit auch bei allen die Probe besteht."

"Bei Werner sicher," sagte Rose.

Der Rittmeister kniff die Augen zusammen und sah seine liebreizende Nachbarin prüfend an.

"Wir stehen zwischen zwei Feuern, Kleine — das habe ich als alter Stratage gleich gemerkt. Und ich bin neugierig, nach welcher Seite hin die Flamme in dauernder Glut umschlagt wird."

Nacht Tage nachdem Frau Leonie Bert-

hold ihren Brief an Dr. Theo Diers abgesandt hatte, empfing sie ein Telegramm folgenden Inhalts:

"Besorgnis grundlos. Rittmeister mir jüngst geschrieben, daß bereits Wahl getroffen hat. Gruß Theo."

Die schöne Frau las das Telegramm, und es war ihr dabei zumute wie einem Schiffbrüchigen, der das rettende Land vor seinen Augen liegen sieht: es grüßt ihn bereits mit seinen grünen Ufern und winkt ihm willkommen zu, und da kommt plötzlich eine Woge und schleudert ihn weit ins Meer zurück, und das Ufer ist verschwunden. Warum war sie zu dauernder Einsamkeit verbannt, sie, die sich so maßlos danach sehnte, jemandem anzugehören? Warum wandten sich alle von ihr ab? Theo Diers, der sie verlassen hatte, weil er seine Lebensaufgabe nicht mit dem Leben an ihrer Seite vereinen zu können glaubte; Rose, ihr Kind, die viel lieber in der Gesellschaft Anderer war als bei der launischen Mutter; und nun auch der fremde Gast, dem sie die Behaglichkeit eines Heims bot, wie er es wohl nirgends wieder fand! Sie war ihm mit warmer, herzlicher Anteilnahme begegnet, die aus dem Gefühl entsprang, daß er des Mannes Freund sei, den sie über alles in der Welt stellte. Sie hatte ihn in ihres Herzens Nähe und Verzagtheit blicken lassen, hatte über die traurigen Ehejahre zu ihm gesprochen, in denen sie unter den Launen und jähen Aufwallungen eines Nierenkranken den letzten Rest von Lebensmut dahingegeben hatte, der ihr nach einer elternlosen Kindheit verblieben war. Er hatte ihr mit äußerer Anteilnahme gelauscht und war ihr dennoch fern geblieben, er hatte es niemals versucht, sie in sein Gefühlleben blicken zu lassen. Nur das eine wußte sie, daß er noch niemals wieder an Liebe und Ehe gedacht hatte, nachdem er in seiner Jugend von einem Mädchen, mit dem er verlobt gewesen, betrogen worden war. Sie hatte in ihm einen doppelt Wunden gesehen, und hatte zartfühlend alles vermieden, was die verharzten Wunden zu neuem Wunden hätte bringen können, und er hatte ihre zarte Rücksicht und Teilnahme hingegenommen wie etwas Selbstverständliches, ohne anzudeuten, daß ihm ein neues Glück aufsteige auf dem Oedlande seines liebeleeren Lebens. Was müht es ihr, wenn sie gab und gab, ohne Ermessen, nach allen Seiten hin, und doch dabei arm blieb an innerem Glück?

Rose fand die Mutter im verdunkelten Zimmer auf der Ottomane liegend, wo sie die rotgeweinten Augen mit Kölner Wasser kühlte, während draußen Sonnenlicht und frische Winterluft alle Herzen in neuerwachte Lebensfreude schlagen ließ.

Daß ihre Mutter nicht glücklich war und zur Schwermut und Schwarzseherei neigte, war Rose nicht neu. Sie hatte das immer als etwas Unabänderliches in den Kauf genommen, das ertragen werden mußte. Heute aber, in dem glückstollen Taumel ihrer jungen Seele, in den sie die Begegnung mit Rolf Diers versetzt hatte, klang eine Saite in ihrem Herzen auf, die sie bisher nicht beachtet hatte. Wie mit einem Schlage war sie aus dem gedankenlosen Traumleben ihrer Jungmädchenjahre erwacht und sah, daß rings um sie her

nicht nur Freude und Lust, sondern auch Leid und Weh war.

"Du tust doch so viel Gutes, Mutter," sagte sie liebevoll. "Macht dich denn nicht froh?"

Frau Leonie lachte gereizt auf. "Soll mich das froh machen! Ich habe nichts gegeben! Wenn es auch durch meine Hand geht, wenn auch mein Name in den Zeitungen steht. Vom Uebergeben — das macht das Herz nicht froh. Geben heißt: Opfer bringen."

Ueber Rosens jedes Gesichtel huschte ein Lächeln des Versteheens. Sie dachte an die Tafel Schokolade, die sie damals Koncert so tapfer entbehrt hatte, um eine Freude damit zu bereiten.

"Ich will's dir sagen, Mama. Leicht kommt das daher, weil du noch einem Soldaten hast die Hand drücken können, während du so reichlich für Soldaten gabst. Selbst der Herr Rittmeister der so viel dankbare Gefühle für dich hält mit seinem Dank zurück, weil du Unpersönliche dessen, was du darreist, immer so in den Vordergrund rückst. Es gibst und gibst, aber du tust niemandem etwas zu Liebe. Das ist es, was so traurig macht." Sie sann eine Weile nach. "So ist es und nicht anders, liebe Mama. Nun aber möchte ich dich um etwas bitten. Ich würde heute abend gern zu Theo Diers gehen."

Frau Leonie erhob sich jäh. "Wohin von Sinnen, Kind? Du kommst nicht soeben von dort! Wer macht denn dem gleichen Besuch an demselben Tag?"

"Ach," sagte Rose, "Frau Diers hat das nicht so genau. Die versteht sich schon. Wir haben vorher auch gar miteinander plaudern können, denn es doch eine Staatsvisite. Heute abend ist es erst gemütlich."

"So. Wer wird denn noch dort sein? Erstens das alte Fräulein Schrotth, die immer so gut zu mir ist, dann — Mama — der eine Sohn ist da. Er muß übermorgen aber mit uns Feld. Er ist Flieger. Ach, Mama, laß mich doch dem Soldaten einmal die Hand drücken! Wer weiß er wiederkehrt."

"So geh' nur," sagte Frau Leonie müde.

Rose nestelte verlegen an ihrem armband.

"Ja — Mama — es ist nur — habe nämlich unserem Herrn Rittmeister versprochen, heute abend mit ihm Partie Schach zu spielen. Wächstest du das abnehmen? Ich kann's doch tun, wenn ich bei Frau Diers bin."

"Ich werde dich bei dem Rittmeister entschuldigen, mein Kind, und ihn fragen, ob er mich statt deiner zur Partie nehmen möchte."

"O, er wird schon wollen," dachte Rose. "Es wird ihm eine willkommene Ablung sein, und Mama spielt ausgezehrt."

Das Spiel war zu Ende.

Frau Leonie sah im federnden Sessel, eine Zigarette zwischen den schließlichen Fingern. Alle ihre Nerven zitterten in Erregung. Jetzt, da die Erwartung sich erfüllt war, die sie eine Stunde im Bann gehalten hatte, fühlte sie

den Reiz der Entspannung mit fast
 ligem Behagen. Sie hatte das Spiel
 men und es war ein sehr gewandter
 er gewesen, der ihrem Scharfsinn
 weichen müssen.
 agend sah sie zu dem Rittmeister
 er. Was würde er zu diesem uner-
 len Ergebnis ihrer ersten gemein-
 Schachpartie sagen?
 uglas von Vinski lächelte. Was
 er anders tun können als lächeln
 schönen Frau gegenüber, die sicher
 eine Schmeichelei von ihm erwar-
 Aber sein Lächeln sah gezwungen
 und das Schmeichelwort wollte ihm
 über die Lippen gleiten. Dazu war
 die Sache zu ernst. Er konnte sich
 entsinnen, daß er jemals im Schach-
 unterlegen war. Sein Stolz klammerte
 ein letztes Fünkchen Hoffnung, daß
 der Zufall seine Hand im Spiele ge-
 haben müsse. Aber wenn auch!
 er damit nicht immer zu rechnen
 Eine Schlappe blieb es doch.
 ist selten, daß eine Dame derartig
 Schachbrett meistert," sagte er. "Ich
 drauf nicht vorbereitet. Wenn Sie
 hatten würden, möchte ich noch ein-
 men Versuch vorschlagen."
 te sehr gern," sagte Frau Leonie.
 blickte zu ihr hin, schaute auf das
 Zigarettenrechen, das sie soeben in
 Schächer warf und dachte: "Wie-
 würde mir Rauchen auch guttun."
 ob sie seine Gedanken erraten habe,
 Viers sie sich, ging zu einem Schränkchen
 versteherte mit einem dunklen Ebenholz-
 auch garieder, den sie vor ihn hinstellte und
 denn Er erblidte Zigarren der verschie-
 te abent: dunkel- und hellfarbige, lang-
 e, kleine — der verdöhnteste Ge-
 ch dort konnte hier finden, was er
 räulein te.
 a mir itte wählen Sie selbst," sagte sie
 Sohn würdig. "Ich kenne Ihre Marke
 aber ist."
 r. Ach wähle eine dunkle Cuba und sagte,
 Soldat er die Spitze abknipfte und das
 Wer Feuerzeug aufflammen ließ: "Sie
 mir heute eine Ueberraschung nach
 Frau bern."
 erwiderte nichts — nur ihr helles,
 sachen Klang durch den Raum.
 en sie sich eine Weile schweigend
 er, und er empfand das Behagen
 schweigsamen Beisammenseins wie
 Orperlich Wohlthuendes.
 n glitt Leonie plötzlich ins Neben-
 wo sie das elektrische Licht an-
 Er hörte, wie sie den Deckel des
 zurückschlag, ein paar Sekunden
 lang der flotte Takt des Nadelsti-
 zu ihm herein. Er liebte diesen
 sehr. Rose hatte ihn aber noch
 gespielt, weil sie keine Noten dazu
 sie sagte.
 wiegte er den Kopf und begann
 Fingern den Takt zu trommeln.
 ein Gesicht breitete sich der Aus-
 haglicher Zufriedenheit. Er en-
 wie eine Störung, daß Rose
 hereingestürzt kam.
 Leonie brach ihr Klavierspiel
 und trat näher. Auf ihrem Wöhen
 schten die Wöhlen heftigen Unmuts.
 fällt dir ein, Rose, so ins

Zimmer zu stürmen! Bist du denn ganz
 von Sinnen!"
 Rose aber schien gar nicht die Schelt-
 rede der Mutter zu achten. Sie hob ein
 Zeitungsblatt empor und schrie: "Dig-
 muiden erstürmt. Allen voran die Ber-
 liner Freiwilligen, die Jugendmannschaf-
 ten — und sie sangen: Deutschland,
 Deutschland — über alles!" Sie holte tief
 Atem. Und dann sagte sie leise und an-
 dächtigt: "Da war Werner Viers auch da-
 bei."
 Der Rittmeister war aufgesprungen und
 hatte das Zeitungsblatt ergriffen. Von
 seinem Gesicht war der friedliche Ausdruck
 des Behagens abgeglitten. Wie aus Erz
 gemeißelt schienen die Züge, die sich lang-
 sam mit dunkler Blut färbten. Seine Hal-
 tung straffte sich zu gebieterischer Höhe,
 und plötzlich deckte er die Hand über die
 Augen.
 "Diese prächtigen Jungen. Sie stürmten
 singend in den Tod — ich habe das Re-
 giment gesehen, als es auf dem Marsch
 war. Knaben waren es, mit frischen, blü-
 henden Wangen, strahlenden Augen und
 einem Kinderlächeln auf den Lippen.
 Immer fröhlich und von hingebender
 Dienwilligkeit."
 Er sah starr vor sich nieder. "Dig-
 muiden ist einer der Stützpunkte, um die
 seit Wochen gekämpft wird. Es ist nebst
 Ypern der wichtigste Punkt auf dem nörd-
 lichen Flügel der so lange verteidigten
 Stellung. Beide Orte beherrschen wichtige
 Straßen und Bahnen. Wir haben erreicht,
 was wir wollten, und wir werden noch
 weiter kommen."
 Er schritt einige Male im Zimmer auf
 und ab wie einer, dem die innere Erre-
 gung nicht Ruhe gibt. Dann blieb er
 plötzlich vor Rose stehen. "Der jüngste
 Viers kämpfte mit in Flandern? Wissen
 Sie das genau?"
 Rose nickte. "Er hat mir geschrieben,
 sein Regiment lag östlich Ypern." Der
 Rittmeister senkte den Kopf.
 "So," sagte er und schwieg wieder.
 Und dann, "es ist schade —"
 Rose meinte, ihr Herzschlag müsse
 stöken. Was meinte der Rittmeister mit
 diesem "Schade"? Dachte er wirklich an
 das Eine, das Schredliche, an das sie
 selbst noch gar nicht zu denken gewagt
 hatte? Mußte es denn wirklich so sein,
 daß bei einem Sturmangriff Menschenleben
 hinanfen wie Blumen, die des Schnitters
 Sense trifft? Sie hatte darüber noch
 niemals gegrübelt. Sie hatte, wenn der
 Ruf "Sieg" ertönte, niemals an Blut und
 Schmerzen und Tod dabei gedacht.
 "Fallen denn viele bei so einem Sturm-
 angriff?" fragte sie den Rittmeister mit
 bangem Blick. Er nickte trübe.
 "Da bleibt meist nicht viel übrig,"
 sagte er, und reichte Rose die Hand.
 "Gehen Sie jetzt zur Ruhe, liebes Kind,
 und denken Sie nicht weiter darüber nach.
 Morgen früh können Sie einmal zu Frau
 Viers gehen. Sie werden dort wohl nötig
 sein."
 Als Rose das Zimmer verlassen hatte,
 wandte er sich zu Frau Leonie, die während
 seines Gesprächs mit ihrer Tochter eifrig
 in der Zeitung gelesen hatte.
 "Die vier Jungen werden der Mutter
 viel zu schaffen machen. Es ist unaßlich,

was ein Mutterherz ertragen muß. Das
 sind Heldentaten, von denen keine Chronik
 berichtet, für die kein Ehrenzeichen gegeben
 wird. Den Inhalt eines ganzen Lebens
 hinopfern und schweigen, und weiterleben."
 Sie sah an ihm vorbei in die dunkle
 Nacht hinaus. Weinte sie? Ihre Stimme
 klang seltsam dunkel, als sie sagte: "Das
 ist doch nicht anders. Kinder sind kein
 Eigentum. Sie sind Darlehen, für das
 man teure Zinsen an Herzblut zahlen
 muß."
 Er verneigte sich stumm, küßte ihre
 Hand und ging langsam hinaus.
 Rose konnte nicht einschlafen. Sie mußte
 immerwährend an Werner Viers denken. An
 den frischen, fröhlichen, rotbäckigen Jungen,
 der vor wenig Wochen in den Kampf hin-
 ausgezogen war. Blumen an Helm und
 Gewehr, an der Brust — und der jetzt viel-
 leicht kalt und starr dalag auf der Heide,
 gefallen fürs Vaterland — denn der Ritt-
 meister hatte ja gesagt, daß bei solch einem
 Sturmangriff fast keiner übrig bleibe.
 Sie fühlte kalte Schauer durch ihre
 Glieder ziehen. Mit schnellem Rud richtete
 sie sich empor und drehte das Licht an,
 sodas es taghell im Raume wurde. Und
 jetzt erst sah sie auf ihrem Schreibtisch
 etwas Weißes liegen, das sie vorhin gar
 nicht bemerkt hatte. Sie huschte mit bloßen
 Füßen über das weiße Fell, das vor ihrem
 Bette lag, zum Schreibtisch hin.
 Ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht.
 Es war eine Feldpostkarte, ein Gruß von
 Werner Viers.
 Es stand nicht viel darauf. Nur der
 herzliche Dank für die Schokolade, die ihn
 gelabt habe, als er auf einsam schauriger
 Wacht stand, und darunter der Refrain des
 bekannten Soldatenliedes:
 Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,
 Wenn es ans treue Vied gedacht . . .
 Als sie diese Zeilen gelesen hatte, war
 es mit ihrer Fassung vorbei. Sie fühlte
 sich im tiefsten Innern so schuldberührt
 und treubruchig, daß sie, auf ihr Vager
 zurücksinkend, in heiße Tränen ausbrach.
 Diesmal war es schauriger, bitterer
 Ernst, der das Herz der armen Mutter an
 den Rand der Verzweiflung brachte.
 Werner Viers wurde seit dem Sturm
 auf Dirmuiden vermisst.
 Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche
 hatte die Mutter auf eine Nachricht gehofft,
 auf irgend ein Lebenszeichen, eine Kunde,
 die ihr sagte, wo ihre Gebete das geliebte
 Kind zu suchen hätten. Tag er vermundet
 oder krank in einem Lazarett? War er
 gefangen oder lag er mit den andern Ka-
 meraden in Feindeserde begraben?
 Rittmeister von Vinski nahm die Nach-
 forschungen in die Hand. Er schrieb, de-
 peschierte, telefonierte überall hin, wo ihm
 die Möglichkeit einer Auskunft über den
 Verschollenen leuchtete. Aber von überall
 kam die Antwort, daß Werner Viers nicht
 unter den Kriegsgefangenen sei, auch nicht
 unter den Verwundeten in Feindesland.
 Der "dolle Rolf" war wieder auf einige
 Tage nach Hause gekommen.
 "Jetzt geht's gegen die Engländer,"
 sagte er. "Ich bin nach dem Besten ab-
 kommandiert."
 Fräulein Olga Schrotz war mit ihm
 allein im Zimmer, als er in der ihm eignen,
 stöhweise klingenden Art von seinen Plänen

sprach. Sie ließ ihn ruhig ausreden und hörte zu. Dann sagte sie, „das ist ja alles sehr schön, lieber Kolf, und ich bin die Letzte, die dir deinen Ruhm nicht gönnen würde. Aber zu Mutter darfst du jetzt davon nicht sprechen. Sieh, lieber Kolf, das ist genau so wie mit dem schweren Wein. Der ist auch nicht für jeden. Wer ein geschwächtes Herz hat, der verträgt ihn nicht. Deine Mutter aber hat ein sehr schwaches Herz; es hat schon allzuviel aushalten müssen. Mache ihr lieber eine Freude, ehe du auf's Neue von ihr scheidest. Gib ihr einen Trost für die Zeiten der Prüfung, denen sie entgegensteht.“

(Fortsetzung folgt.)

Drei Kameraden.

Von Hans Bethge.



Wir saßen im Bücherzimmer eines Freundes beisammen, in tiefen Polsterstühlen, rauchten, tranken Rheinwein und sprachen vom Kriege. Einer der Herren, ein württembergischer Offizier, den Arm in der Binde, erzählte folgendes:

Es war im vergangenen Herbst, in Flandern. Wir fochten gegen die Engländer und hatten heiße Tage bei Warnton und Messines. Die Kämpfe wogten erbittert hin und her, wir hatten schwere Verluste durch einen zähen, hartnäckigen Feind, den wir bezwingen mußten, dessen gestählte Kraft uns aber hohe Achtung abgewann. Es waren schöne, milde Herbsttage, etwas Weiches und Träumerei-sches lag mild berauschend in der Luft. Um so schrecklicher war der Kontrast zu den kampferregten, schmutzbedeckten Truppen, den rauchenden, zerschossenen Dörfern und Gehöften. Bunte Herbstblumen blühten hier und da friedlich lächelnd neben den geschwärzten Trümmern.

Bei unserer Abteilung war ein blut-

junger bayerischer Jägerleutnant namens Perofinger, den wir alle liebten. Er war ein Mensch mit goldenem Herzen, eine ganz gerade Natur, immer froh gelaunt und gerne lachend. Er liebte den Krieg, und mit den Gefahren schienen sein Mut, seine Laune und seine soldatischen Fähigkeiten zu wachsen. Sein Gesicht war mager und ebenmäßig, es war fast schön zu nennen. Er hatte feste, energische Züge und braungebrannte Baden. Seine Augen waren von einem leuchtenden Blau und hatten etwas kindliches und siegesgewißes. Gesundheit, Frohmut und eine lachende Zuversicht gingen von ihm aus.

Er war einer der glücklichen Menschen, denen man gleichsam anmerkt, daß nichts geschehen kann. Jeder, der in seiner Nähe war, fühlte sich geborgen, und die Herzen gehörten ihm.

Er war ein hervorragender Schütze und das Schießen war seine eigentliche Leidenschaft. Am liebsten lag er in Deckung, nahm sich möglichst sichere Ziele und erledigte sie mit spielender Sicherheit. Ich erinnere mich, daß ein kriechende Engländer sehr weit entfernt von dem Leerdache eines Schuppens zu liegen waren. Ich machte Perofinger aufmerksam, er nahm sie sofort auf und zielte mit Adlerblick, gab zwei Schüsse und die Engländer rollten zu Tode getroffen vom Dach auf die Erde.

Er hatte einen Burschen namens Sepp, der unzertrennlich von ihm war. Sepp vergötterte seinen Leutnant und tat ihm, was er ihm an den Augen ablesen konnte. Er lud seine Flinte, wußte, wie er aufzutreiben, wo irgend noch eine Flinte zu finden war, hatte immer Tabak und Teufel weiß, wöher) und verstand es, ausgezeichneten Kaffee zu bereiten. Sepp war ein Bauernbursche vom Chiemsee, hatte einen biedereren, vierschrotigen Charakter und verfügte über große körperliche Stärke. Auch ihm gefiel der Krieg, nur daß kein bayerisches Bier in Flandern war. Darüber kam er niemals ganz zum Ausdruck. Perofinger und Sepp unterhielten sich über die Vorliebe von ihrer Heimat, und Sepp freute sich schon darauf, später, nach dem Kriege, seinem Leutnant den Chiemsee zeigen zu können. In den Mußestunden blies Sepp die Mundharmonika, und Perofinger tat er mit Meisterschaft. Wir alle waren uns an seinen einfachen, mit einem feinen musikalischen Gefühl vorgetragenen



Feldlager einer Bäckerei-Kolonnie in den Karpathen.



Bahnhofsbrand in Debreczin (Ung.)

Phot. Bethge.

Vom westlichen Kriegsschauplatz

Der Krieg im ganzen
nimmt eine Er-
die, solange es
ung gibt, noch
ist, so hat
nisse mit sich
in den Zeit-
Welt noch nicht
Dazu gehört
lange Stellungen-
nere Truppen
gen die verbün-
gen und Eng-
den ihren Befolg-
er und farbiger
gen haben. Und
den breiten Front
de wieder die
die Lorettohöhe,
wie ein Ende
llen. Immer
uns in den amt-
den die Lorettohöhe genannt,
es unser erstes Bild aufge-
den ist. Aus dem heißen
die umwogte, schnitt der be-
ststeller Bernhard Kellermann
nungsvolle Szene heraus:
höhe stand die oft genannte
Notre Dame de Lorette.
ein Haufen Trümmer. Hier
er Quadratmeter Boden seine
lt, seine Toten, sein Entsetzen.
zerfetzt von Granaten. Hier
der Weg und jede Besonder-



Am Fuß der vielgenannten Lorettohöhen.

Leipz. Presse-Bur.

heit ihren Namen und an all diesen Namen hängt viel Blut und Heldenmut. Diese Namen werden weiterleben und die Soldaten, die die Höhe freigab, werden von ihnen sprechen, wenn sie alt sein werden. Da ist die Kanzel, der Hohlweg, der Barrikadenweg, die Schlammulde, die Totenwiese. Diese Namen kehren wieder in den Gefechtsbüchern der Regimenter, die hier kämpften. Seit Wochen ist die Höhe unter schwerem Feuer. Auch heute. Sie raucht. Auf den ersten Blick sieht es aus, als würden auf dem goldgrünen sanften Abhang der Höhe,

über den still die Wolfen-
schatten ziehen, Feuer von
Kartoffelkräutern abgebrannt,
deren rostbrauner Qualm sent-
recht in die heiße Luft steigt.
Als ständen hinter der Höhe,
hinter dem Bois de Bovigny,
Reihen von Fabriksschlöten, die
ihren Rauch emporwirbeln
lassen. Aber diese dicken
Säulen rostbraunen Qualms
entstehen urplötzlich, ohne jede
Vorbereitung, drei, vier fahren
nebeneinander aus der Erde.
Sie sind rostbraun und
rostrot und zuweilen sind
sie wieder schwarz wie Ruß.
— Man braucht nicht gerade
ein im Krieg ergrauter
Militär zu sein, um zu
begreifen, welche Bedeutung
unser treuer Vierfüßler, das

Pferd, trotz aller Erfindungen der
modernen Technik für den Soldaten hat.
Trotz Fahrrad und Auto wird es im Felde
immer Gelegenheiten geben, wo man nur
die willige Hilfe des gut behandelten, gut
erzogenen, mutigen und kräftigen Pferdes
sich nutzbar machen, wo man sich nur auf
dieses verlassen kann. Dementsprechend ist
natürlich auch die Pflege und Fürsorge, die
man diesem edlen Tiere in diesem Kriege
angedeihen läßt. Diese „zarte Sorgfalt“
läßt unser Bild eines Pferdestalles auf dem
westlichen Kriegsschauplatz deutlich erkennen.



Ein Pferdestall dicht hinter der Front auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Er spielte Volks- und Soldatenlieder, Tänze und oberbayerische Schnadahüpfeln, aber auch Choräle verstand er auf seinem kleinen Instrument ergreifend vorzutragen, und jeder Sonntag Morgen wurde eingeleitet mit „Ein feste Burg ist unser Gott“. Perofinger war ganz stolz auf das musikalische Talent seines Burschen.

„Wann du spielst, Sepp, da vergißt man ganz, daß der Krieg doch im Grund eine garstige Sache ist,“ sagte er.

Eines Tages übergab Perofinger seinem Burschen ein Palet, das eben mit der Post angekommen war. Sepp öffnete voll Erwartung, und als ihm dann eine kostbare, große, wunderschöne Mundharmonika in die Hände fiel, wurden seine Augen ganz groß vor Freude und Staunen. „Soll die mir g'hörn, Herr Leutnant?“ fragte er. „Natürlich,“ sagte Perofinger. Da glänzten die Augen des Sepp wie der Chiemsee im Sonnenlicht, er reichte dem Leutnant seine große, breite Hand, und dann fing er gleich zu spielen an und fand sich auf dem melodischen Instrument sofort zurecht, als hätte er nie in seinem Leben ein anderes gespielt.

„Wenn ich einmal fallen sollte,“ sagte Perofinger, „so mußt du mir auf dieser Harmonika deine Lieder zum Abschied spielen. Vergiß nicht „Morgenrot, Morgenrot.“

Zu den beiden Bayern gehörte noch ein dritter Kamerad, das war der schwarze Pudel Caro. Wir hatten bei unserm Zug durch Flandern einige Tage in Thorhout in Quartier gelegen. Da war der herrenlose Pudel auf der Straße um Perofinger herumgestrichen, der hatte sich seiner angenommen und den Sepp beauftragt, etwas Anständiges für das Vieh zum Fressen herbeizuschaffen. Seitdem gehörte Caro zu Perofinger. Er schlief nachts auf der Schwelle seines Quartiers und ließ niemanden ins Haus, außer Sepp. Er folgte uns auf den Märschen, jagte vergnügt die Raben über die Felder und sprang dann lustig bellend zu seinem Herrn zurück und an ihm empor, voll Dankbarkeit. Caro wurde von der ganzen Kompagnie verwöhnt, er kannte jeden Mann der Abteilung, aber sobald sein eigentlicher Herr pfiß, ließ er alles im Stich, lief zu dem Leutnant und schmiegte sich an seine Füße.

Wenn es vor den Feind ging, mußte er bei der Bagage zurückbleiben. Man band ihn dann an einen Wagen, weil er sonst nicht zu halten war. Da winselte er und fraß schlecht, bis sein Herr zurückkam. Ein paarmal riß er sich auch los, jagte davon und erschien plötzlich neben Perofinger im Schützengraben.

Nun kam ein gräßlicher Tag. Das heißt, der Tag selbst war herbstlich milde und schön, und kleine, weiße Wölkchen flatterten heiter am blauen Himmel, aber Perofinger mußte dran glauben. Er lag auf dem Bauch hinter einer Decke, dicht bei dem Dorf Hollebele, und schoß, neben ihm lag Sepp und schoß gleichfalls. Man sah in der Ferne mehrere Engländer, die ein Maschinengewehr in Stellung bringen wollten, bei einem Trümmerhaufen. „Die müssen wir kriegen,“ sagte Perofinger, „denen geb' ich lei Ruh.“ Man sah in der

Lat, wie einer von den Engländern zusammenstürzte, indem er die Hände krampfhaft in die Luft warf. Perofinger zielte von neuem, auf einmal ging es „tal“ — er neigte den Kopf und das Gewehr und war tot. Der Schuß war ihm mitten durch die Stirn gegangen.

Sepp kniete neben ihm, mit vor Schreden weit geöffnetem Mund. „Herr Leutnant . . . Herr Leutnant . . . Herr Leutnant . . .“ sagte er fortwährend, immer dieselben, monotonen, verzweifelten Worte, ohne Aufhören. Wir untersuchten das Herz des Gefallenen, es rührte sich nichts mehr. Um seinen Mund war ein reines ruhiges Lächeln und eine holde Verklärung um die Stirn, — keiner hatte ihn je so schön gesehen. Sepp drückte ihm die Augen zu. Dann trugen wir ihn nach Hollebele hinein, in einen Garten. Dort gruben die Soldaten ein Grab. Sepp nahm ihm die Wertsachen und Papiere ab, um sie seinen Eltern zuzustellen. Das hatten die beiden gegenseitig so verabredet. Wir legten ihn in die Grube, mit dem Gesicht nach Deutschland zu. Einer von uns sprach das Vater unser. Währenddessen schlug eine Granate in unmittelbarer Nähe in ein Haus ein und kreperte mit wahnsinnigem Getöse, uns mit Kalt beweisend. Der, welcher das Gebet sprach, fand sich mit den Worten nicht mehr zurecht und hörte auf. Sepp ging und brach die einzige rosa Herbstrose, die in diesem Garten stand. Er legte sie auf den frischen Hügel und zwar wählte er sorgsam den Fleck, wo er meinte, daß unten in der Erde das Herz des Toten sei.

Dann setzte er sich ruhig an das Kopfende des Grabes, holte die Harmonika heraus und fing an zu spielen. Er spielte zuerst „Morgenrot, Morgenrot“, wie der Leutnant es sich gewünscht hatte, und niemals hatten wir ihn das Lied so herzerweichend spielen hören. Mitten während des Liedes ging ein Gebell los, — es war der Pudel Caro, der sich losgerissen hatte. Er erschien in der Gartentür, stützte ein paarmal, schnupperte in die Luft und kam dann näher. Er roch an dem Burschen herum und dann fing er an zu heulen. Er kratzte aufgeregt an der Erde des Grabes, roch, bellte in die Luft, winselte, legte sich auf den Hügel nieder und heulte, daß es kaum mit anzuhören war.

Sepp ließ sich nicht stören in seinem Harmonikaspiel. Mit ernstern Augen sah er da, in dem Bewußtsein, eine Pflicht zu erfüllen, und spielte mit wehmütigem Klang die alten lieben Soldatenlieder: „Ich hatt' einen Kameraden“ mit den schönen Variationen „In der Heimat“ und „Die Vöglein im Walde“, dann „Es marschieren drei Regimenter“ und so eins nach dem andern. Er sah den Hund dabei an, der immer wieder laut aufheulte, voll Verzweiflung. Es war fürchtbar, dieses Heulen vermischt mit dem wehlagenden Melodien der Harmonika. Ein paar Soldaten wendeten sich ab und weinten wie die Kinder.

Auf einmal entstand draußen auf der Landstraße eine Bewegung. Es hieß: „Die Engländer kommen! Zurück!“ Soldaten fluteten durch das Dorf, wir schlossen uns

ihnen an. Sepp wollte den nehmen, aber der biß und kratzte sich und es war nicht möglich bekommen. So ließen wir den Grab seines Herrn, wir hörten heulen, als das Dorf schon uns lag.

Zwei Tage später hatten wir Verstärkungen, um die Gräber zu werfen. Wir kamen bei der wieder durch Hollebele. Da ließ Sepp in den Garten, um das Grab zu besuchen. Der Pudel war tot und falt auf dem Hügel, er war verdorrt. Wir glaubten, eine Kugel habe dem Hund gemacht, aber Sepp untersuchte genau, es war nirgends eine Kugel entbeden.

Sepp schaufelte ein Loch an von Perofingers Grab, legte sich hinein und wühlte einen Fleck darüber. Ein paar Mägen kamen im Nachbargarten, wir pflichtstreu streuten sie auf die beiden Gräber, gingen wir schweigend.

Als wir nachher auf der Brücke über einen Graben waren, sah Sepp etwas Blanfes ans den Füßen, ließ es ins Wasser fallen. Das war die Mundharmonika. Keiner hat sie spielen hören.



Gerichtet

Eine Sommer- und Ariege
von J. Sievers

Unteroffizier Weltmann
sich bei dem Hauptmann
Griesbach vom
lerie Regiment,
leichte Muniton
gehorsamst bis 5 Uhr nach
laubt — —

Hauptmann von Griesbach
zehmonatliche Kriegsdienst
Mannschaften seiner Kolonne
nigste verbunden hatte, trat
schneidigen Menschen, der sich
suren Schlacht das Eisener
Klasse verdient hatte, ein
und sagte schnell und leise:
hören Sie mal zu — — Sie
keine Dummheiten machen.“

Ueber das offene Kühne
ein tiefes Rot.

Zu Befehl, nein, Herr
Die breite untersehte
Hauptmanns bewegte sich noch
den Unteroffizier zu. Die
Kommandostimme war zum
dämpft.

„Gehen Sie jetzt etwa in
unter zu der — na, wie
gleich — — verzeufelter Kam
ganze Weib übrigens — we
der — Borowja Samarero“

„Nein, Herr Hauptmann,
gen seit heute morgen die
Mein einziger Bruder steht da
williger.“

„So, dann ist's gut. Nehmen
hier ein paar bessere Zigaretten
man immer gebrauchen. Und“

— also mit dieser Auf-
heilig und uns so über-
— da haben Sie gar
Hauptmann.“

Augen senkten sich.
Herr Hauptmann, doch!
leben ist und ich darf heil
kommen, dann soll sie meine

von Griesbach fuhr zu-
einem Schläge getroffen.

Es kann doch nicht möglich
eine von denen, von dem
ich den Verstand verloren
— Haben Sie denn alles
aus dem Februar die wil-
Augustow, die Waldge-
bbrennen, na kurz alles.“
des Bischofs, Herr Haupt-
kann nicht anders. Daß
sollig unsere Feindin sein
at sie selbst am schwersten.
hätte sie nicht die Furcht
Stammgenossen einfach
en, so würde sie sich schon
ennen. Und, Herr Haupt-
mir glauben, eine treuere
begeistertere Anhängerin
es laum noch ein zweites

mal, Weltmann, was ist
lich für ein Bengel, der
er Schürze hängt, wenn
ere Kolonne rumschleichen

er Bruder, Herr Haupt-
eigentlich garnicht haben.
berung von Ihnen haben,
die hier des Königs Rod
zieht, was mich zu einem
die Weibsperson treiben

blick züngelte ein ohn-
aus den hellen Soldaten-
nicht, daß der sonst so
Hauptmann in solchem
reden konnte, die doch mal
Eheweib sein würde. —
hätte er sich wieder straff

Herrn Hauptmann keinen
ben.“

kann wandern Sie in Got-
Hauptmann.“

Stammenklappen der Haden
mann war allein, trat an
eine Fenster seines Quar-
vernehmlich auf.

er dieselbe Geschichte, so-
bald dazu gestellte. So eine
anständigsten Kerl machen
wenn er bis über beide
Weize verliebt ist, wie es
augenscheinlich war. —

erblick würde er sich ja
sich selbst und auf seine
Hinnen und — — schlimm-
war er der Hauptmann
dem die Frauen niemals
haben können, hier? —
noch nicht bald Zeit, daß
Kolonne ranrückte? — —
auf sich warten. — Er
Hauen Burtschen Seufert

ist das für eine Dum-
noch nicht ran?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“ und
der brave treue Gärtner grinste über das
ganze, gutmütige Gesicht „wird auch
nicht kommen heute! — — Haben sie ab-
gefangen. Herr Hauptmann sollte grade
die Meldung bekommen.“

„So — — na, da will ich doch mal
rausgehen.“

Es stimmte wirklich.

In dem scheinbar so friedlichen russi-
schen Dörflein Brzozowka war ein ganz
unerwarteter Ueberfall auf den Verpfle-
gungswagen gemacht, welcher von Augu-
stow mit neuer Zufuhr beladen, seines
Weges dahingerattert war. — Was war
vorläufig dabei zu machen? — —

Nicht viel! — Nachher gleich mal zum
Major herunter und über die Verstrafung
oder Verfolgung der Uebeltäter beraten.
Freilich, es würden wohl die armen
Weiber gewesen sein, die mit ihren Kindern
seit Wochen erbärmlich hungerten und wie
die Hyänen des Nachts um die Absfälle
ihrer Feinde bettelten.

Immerhin etwas durfte doch nicht
durchgehen.

Was aber wollte man jetzt erst mal zum
Mittag geben.

Das Dorf machte im Gegensatz zu den
meisten zerstörten und zusammengeschof-
nen russischen Dörfern noch einen guten
Eindruck.

Seine Gehöfte, lagen seltsamerweise
fast sämtlich in einer Reihe direkt neben-
einander. Die Armut aber war sehr groß.
Die eigentliche soldatische Arbeit der hier
lagernden Soldaten, die sich nach unsäg-
lichen Winterstrapazen ein wenig erholten,
bestand jetzt nach dem üblichen militä-
rischen Handwerk in der Anlage und
Pflege kleiner landwirtschaftlicher Gärten,
die neben Kartoffeln, auch Salat und Ra-
bischsen, sowie alles andere Gemüse tragen
sollten. Diese Arbeit und der fast ununter-
brochene Aufenthalt in der frischen Luft
brachten natürlich den Soldaten vergrö-
berten Appetit. Und nun war kein
warmes Essen zur Stelle. Auch mit dem
kalten sah es zur Zeit, da man sich ja
gerade erst hatte wieder mit allem ver-
sehen wollen, kümmerlich genug aus.

Gegen 1 Uhr mittags kam der Wacht-
meister Struz mit einer Meldung zum
Hauptmann:

„Soeben die Borowja Samarow ge-
kommen. Frage gehoramt, ob Herr
Hauptmann erlaubt, daß die Mannschaft
den großen Kessel von ihr mitgebrachter
bereits gelöchter Pilze essen darf? Sie
hat gehört, wie es uns ergangen ist und
will uns aushelfen.“

Das Gesicht des Hauptmanns wurde
eiskalt. —

„So will sie das? Na, wollen mal
sehen.“ Und er schob sich zur Tür hinaus
und stand einen Augenblick später vor dem
großen Kessel, dessen Inhalt gar verlockend
zu ihm empordunstete. Schön sahen diese
Pilze aus — — Locker und knusprig und
er konnte seine Leute gar wohl verstehen,
wenn sie danach siebten, ihnen den Gar-
aus zu machen. Trotzdem gab er kurz
und laut den Befehl ab:

„Nichts anrühren, bis ich ausdrücklich
die Erlaubnis dazu erteilt habe.“

Einen Augenblick war ein großes
Schweigen rings herum. Es hatte den
Anschein, als ob sich Hauptmann von
Griesbach auf irgend etwas besänne —
einen Gedanken schroff zurückwies und ihn
doch wiederum erwog. Dann sagte er zu
der bildschönen, demütig dastehenden
Russin, die an der Hand den kleinen
Sesjarew, den sie als Bruder ausgab,
führte:

„Hier haben Sie Geld, holen Sie mir
einmal etwas Zuckerzeug für dies Kind
aus dem Dorf! Verstehen Sie mich. In-
dessen bleibt er hier. — Nicht wahr, du
magst bei uns sein.“ wandte er sich an
denen Kleinen.

Der nickte und löste sogleich seine Hand
aus derjenigen seiner Begleiterin.

Da tat sie zögernd und geneigten
Hauptes, was der Deutsche von ihr ver-
langte. — Und der Hauptmann von Gries-
bach trat auf seinen ältesten Wachtmeister
zu und flüsterte mit ihm — Und der nickte
und legte die Hand auf die Schulter des
Kindes.

„Kleiner, du darfst mal tüchtig von
diesen Pilzen essen, na — los.“

Er schüttelte den Kopf.

„Newired te.“ (Darf nicht.)

Aber der dicke freundliche Wachtmeister
lachte ihn aus und zog ihn näher heran
und prekte ihm einen Löffel in die Hand.
„Sagens nicht nach! Ich tüchtig.“

Und nun begann der Kleine wirklich
zu kosten — ah immer schneller und has-
tiger — wohl fünf Minuten lang hörte
man nichts weiter als das Schmazen des
roten beweglichen Mundes. Da — plöz-
lich entsank ihm der Löffel. Nechzend fiel
das Kind zu Boden, wand sich wie in
Krämpfen.

Und der Hauptmann nickte mit dem
Kopf —

„Scheußlich — aber es half doch nichts.
Ich wußte es gleich. Sie hat uns Gift-
pilze gebraten, die Hexe — und wenn so-
gleich mit dem Schmaus von uns aus
begonnen wäre, hätte es uns wohl die
meisten Leute gelöst.“

— Als die Russin zurückkam, war es
schon geschehen!

Der kleine Sesjarew hatte die Mahlzeit
mit seinem Leben bezahlen müssen.

Eine Minute später schrie eine ver-
zweifelte Mutter die ganze Wahrheit —
ihrer selbst nicht mehr mächtig — heraus:

„Ljapere — süßes — mein Jungchen,
was wird dein Vater sagen? O, diese
deutschen Hunde — daß sie so schlau sind.
Sonst wären sie alle hin — Aber er wird
dich rächen. Hunderte sollen dran glauben
— für dich, mein Engelchen.“ Und sie
sprang empor, riß etwas aus den Rock-
falten. Ein spitzes Messer blitzte vor dem
Hauptmann auf. Aber hart vor seinen
Augen wurde ihr Arm niedergeschlagen.

Nur eine Handbewegung der Verach-
tung hatte der Bedrohte noch für sie. Dann
gab er den Befehl:

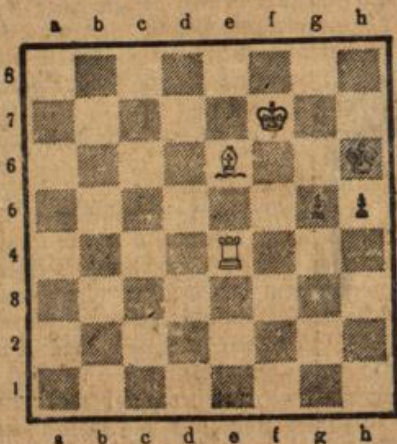
„Führt sie ab — bis —“

Er vollendete den Satz nicht — aber
von der Kolonne gingen ein paar ins
Quartier, um sich die Büchsen, für das,
was nahe bevorstand, zu laden —

Ernst und Scherz

Die Schnelligkeit der Kugel. Eine Gewehr- kugel fliegt etwa 600 mal schneller, als ein Fußgänger bei normalem Schritt läuft, und 300 mal schneller, als ein Pferd trabt. Von der Schnelligkeit der Flinten- kugel, die 600 Meter in der Sekunde be- trägt, bis zum Schritt des Pferdes mit 1 Meter in der Sekunde ist ein reichlich weiter Abstand, der aber ziemlich stufen- reich ausgefüllt ist. Die Geschwindigkeits- verhältnisse sind in Metern während einer Sekunde folgende: Geschützkugel 500 Meter, schnellster Vogelflug 90, ein elektrischer Zug von 200 Kilometer pro Stunde 55,56, Briestaubenflug 30—40, ein Expresszug der schnellsten Art 26,81, Expresszug, 90 Kilo- meter pro Stunde 26, Automobil mit 80 Kilometer pro Stunde 24, Jagdhund 22,20, eine Woge bei Seeiturm 21,85, Berufs- Bahnmotorfahrer 18—23, Flug eines Falken 18, Schnellzug mit 60 Kilometer pro Stunde 16,67, ein Torpedoboot, welches 32 Knoten läuft 16,52, Rennpferd im Galopp 15, Rennpferd im Trab 12, Motorradfahrer, der 40 Kilometer pro Stunde zurücklegt 11,10, Schnelldampfer, der 20 Seemeilen in der Stunde zurücklegt, 10,80, ein Schiff, welches 17 Knoten läuft 8,75, eine Meeres- woge, 30 Meter groß, bei einer Tiefe von 300 Meter 6,81, Wettläufer 6,70, Schiff, welches 12 Seemeilen pro Stunde zurück- legt 6,17, Schlittschuh-Schnellläufer 6, Rad- fahrer, der 20 Kilometer pro Stunde zu- rücklegt 5,55, gewöhnliches Pferd im Galopp 5, Schiff, welches 9 Seemeilen pro Stunde zurücklegt 4,64, Segelschiff 3,60, gewöhn- liches Pferd im Trab 2, Fußgänger, der 5 Kilometer pro Stunde zurücklegt 1,40,

Schach-Aufgabe.



Weiß: K f7, L e6, T e4.
Schwarz: K h6, Bauer g5, h5.
Matt in drei Zügen.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Fußgänger, der 4 Kilometer pro Stunde zurücklegt 1,11, Pferd im Schritt 1 Meter. Die Gesetze der Samoaner haben man- ches Eigentümliche. — Einen Fruchtbaum beschädigen, eine Einfriedigung zerstören, von einem Häuptling unehrerbietig sprechen oder Fremde roh behandeln, wird hart gestraft. In letzteren Fällen kommt treu- lich der Uebelthäter oft damit los, daß er vor dem Häuptling und dessen Beirat eine recht heiße Wurzel lauen muß, andern- falls muß er auch wohl mehrmals einen stacheligen Seeigel fangen und mit dem- selben Fangball spielen, oder sich den Kopf mit scharfen Steinen zer schlagen. Die härteste und erniedrigendste Strafe besteht darin, daß man dem Uebelthäter Hände

und Beine zusammenbindet, ein Schwein, das zum Kochen ge- ben soll, auf den abgehauenen eines sehr langen Baumes ihn so zu dem Hause oder gegen das er gesündigt hat, Rechtsstreitigkeiten entwickeln, ner eine Schlaueit und Fleiß, welche unseren geriebensten Ehre machen würden. Sie sind in Kniffen und in Winkelzügen sich wie die Aale, um durch sie schützen eine Ausflucht nach vor und strecken erst die Waffensich auf allen Punkten gefaßt. Der Windhut. Wer von nach der Insel Gothland fährt, wegs auf der Spitze eines schwarzen Gegenstand entdecker Tourist sich nähert, wird staunen einen ungeheuren Ge- mauer erblicken, den man auf eisernen Stange befestigt hat, man sich, was das zu bedeuten lautet die Antwort: „Schweide- vielen hundert Jahren einen mit dem Beinamen Wäderhuthut. Jedesmal nämlich, wenn ging, drehte sich der Wind- fang an, aus der Richtung zu die vordere Spitze seines Hutes einst wurde er von den Seiten und von den Feinden hart- sam an jenen Fels und stürzte Kasse in das Meer; sein auf dem Felsen liegen geblieben Erwartung, daß dieser noch glücklichen Einfluß auf die werde, pflanzte man ihn Spitze auf. Da der Felsen tauben Witterung nicht lang- leistete, so machte man von Eisen und vergrößerte daß er mehr einem Denkmal

Rästel-Ecke

Rästel.

Mit e ist's eine nützliche Frucht. Die man in Deutschland vergeltet. Mit a jedoch liegt es im Precht. Sehr schön gebettet am Meeres. Im Anfang des Krieges war. Jetzt ist diese Furcht geschwunden.

Kapitelrästel.

Nimm, Leser, einen Schmerz. Und laß ihn auseinanderlassen. Dir einen Schweizerkanton. Und setz ihn ein dem Schmerz. Dann hast Du eine Stadt ge-

Anagramm.

Du kannst als Hasenstadt mich. Das Herz getreht! — ich dien-

(Auflösungen folgen in nächster)

Auflösungen aus voriger. der zweifelhig. Scharade: Zeitge- Hall — Unken — Hallunken; der. Wer allen gefallen will, verdie-

Nachdr. d. aus dem Verh. v. d. d.

Verantwortlicher Redakteur: H. J. Druck: J. Spring & J. J. J. S. m. S. J.



Lebenszeichen.

„Ich will dir auch fleißig schreiben, Hans, — bis du im Feld bist.“
„Weißt du, Grete, — schick mir doch lieber ordent- lich Wurst und Schinken!“